

Beitrag zur Charakter- und Glaubensforschung

Was ist religiöse Feinfühligkeit?

von

Dr. phil. Martha von Jesensky

(2014/15)

Einleitend

Die Experimentalphysiker haben erkannt, dass sich im Universum seit Beginn der Urzeit, infolge spontaner Prozesse, eigene Naturgesetze bilden, sowohl auf organischer (belebter) als anorganischer (nicht belebter) Ebene. Diese Erkenntnis, so der wissenschaftliche Journalist Johann **Groll** (2014) könnte eines der grossen, immer noch ungelösten Rätsel lösen, nämlich warum die Naturgesetze **exakt so konstruiert** sind, dass sie die Entstehung des Lebens erlauben. Würde man nämlich nur einen der vielen Parameter (Einflussgrössen, wie Feuchtigkeit oder Sonnenwärme) in diesen Gesetzen ein wenig wegnehmen oder anders wählen, **dann würde jede Art von Leben unmöglich**.

Aber schon der Naturwissenschaftler und Dichturfürst Johann Wolfgang **Goethe** (1749-1832) hat sich für diese Prozesse interessiert. Er hat ein evolutionistisches System der Pflanzenentwicklung, ein sogenanntes „Konzept der Urpflanze“ erstellt, wo er die Wandlungsfähigkeit der Naturgesetze aufzeigte. In dieser Arbeit hatte er unter anderem nachgewiesen, dass alle Teile der Pflanzen aus einem einzigen **Grundorgan** (Knoten) entstehen, aus dem sich alle Blätter entwickeln. Durch eine stufenweise vollzogene Umwandlung (Metamorphose) bilden sich dann die fertigen Pflanzen. Ihre Mannigfaltigkeit lässt sich wiederum durch verschiedene Abarten der Umwandlung erklären.

Der Goethe-Kenner Peter **Boerner** (1999) sagt: Der Gedanke, den Goethe in seine naturwissenschaftlichen Arbeiten und Poesie eintrug, ist dieser: Hinter den äusseren Erscheinungen verbirgt sich ein geistiges **Ur-Gesetz** (Grundorgan), ein in sich selbst ruhendes „**Wahres, Schönes und Gutes**“. Damit meint Goethe das „Ewig-währende-göttliche-Gesetz“ des Wahren, Schönen und Guten. Dieses Gesetz sei im Menschen eingepflanzt und erkennbar. Er selber habe es erfahren. So schreibt er an seinen Freund, Wilhelm von **Humboldt**: (Auszug) „Was hatte ich aber, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung, zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen, und das Gesehene und Gehörte mit meinem Geist zu beleben ...“ (1831)

In diesem Sinne lade ich die geschätzten Leserinnen und Leser ein, in sich „hineinzuhorchen“ und die eigene Fähigkeit, die Schönheit dieses Gesetzes bei sich zu entdecken oder zu vertiefen. Vielleicht kann die vorliegende Arbeit etwas dazu beitragen?

Friedrich **Schiller** (1759-1808), der einen regen geistigen Austausch mit Goethe pflegte, liess sich von ihm inspirieren, legte aber den Akzent in seinen wissenschaftlichen Arbeiten auf die **Kultivierung des Geistigen**, speziell auch auf die „würdige Gesinnung einer schönen Seele“. (Vgl. hierzu „Anmut und Würde“, 1793)

Nun, dass der Mensch von Natur aus nicht nur zum Guten neigt, sondern auch zum Bösen, das hat insbesondere auch der bekannte Naturphilosoph und Aufklärer im 18. Jahrhundert, Jean-Jaques **Rousseau** (1712-1778), im eigenen Leben erfahren.

Einerseits lehrte er, dass der Mensch im Naturzustand „ein **natürlicherweise gutes Wesen sei**“, andererseits hat er fünf seiner neugeborenen Kinder in eine Anstalt für Findelkinder fortgegeben. Doch später, von starken Gewissensbissen geplagt, schreibt er im Jahre 1871 an die Herzogin Madeline-Angelique de Luxembourg: „Wenn es ein Mittel gäbe, dieses Kind (eines von den fünf) wiederzufinden, dann würde dies das Glück seiner zärtlichen Mutter ausmachen.“

(Hinweis: Rousseau bekennt und bereut. Obwohl er, wie viele andere Aufklärer die Religion bekämpft hat, irritierte er seine Mitstreiter mit einer Aussage folgenden Inhalts: „Alles ist gut, wenn es aus den Händen des Urhebers der Dinge kommt: Alles verliert seine Art unter den Händen des Menschen“. [Aus: „Emil“, 1762])

I.

Warum sind wir aber überhaupt fähig das Gute zu erkennen und zu wollen? Und wie wirkt sich das in der Kommunikation aus? Rousseau hat zwar richtig erkannt, dass der Mensch von Natur aus gut sei, seine Aussage blieb aber, so sein Biograf B.H.F. Taurck (2008), „leer und missverständlich“. Hier kann uns der heilige Thomas **von Aquin** (1225-1274), Philosoph und Kirchenlehrer, weiterhelfen. In seinem Hauptwerk „Summa theologica“ hat sich auch er mit dieser Frage auseinandergesetzt. Dort erklärt er, dass der Mensch nur deshalb zum Guten fähig sei, weil „**sein Geist eine teilhabende Ähnlichkeit mit dem Geiste Gottes besitze**“. Darum kann er das Gute wollen. **Von Aquin**: „Es kann nichts gewollt werden, was nicht zuvor erkannt ist“ („nil volitum nisi praecognitum“). In diesem Sinne erlaubt das Wohlwollen und gute Taten eines Menschen Rückschluss auf die Güte Gottes. Der **Kerngedanke** ist: Der Mensch ist von Gott geschaffen; schaffen aber heisst: dem Geschaffenen etwas vom eigenen Wesen mitzugeben. So kann man vom Geschöpf her in gewisser Weise auf den Schöpfer schliessen. (Mehr dazu bei W. Weischedel, 1975)

Was bedeutet **das** für einen religiösen Menschen? Ich denke, sehr viel. Denn ohne diese Erkenntnis kann man kaum ernsthaft von einem gelebten Glauben sprechen; **nicht von einer wachstumsfähigen Liebe zu Gott**. Man bleibt in der Selbstliebe gefangen. Selbstliebe ist aber hauptsächlich an Eigeninteressen gebunden. Auch bei Klerikern.

Einige historische Beispiele hierzu liefert der mittelalterliche apostolische Sekretär Poggio **Bracciolini** (1380-1459), der mehreren Päpsten gedient hat.

In seiner Abhandlung „Contra hypocrites“ (Gegen die Scheinheiligen, 1447/48), nimmt er intensiv Anteil am Leben gewisser hochrangigen geistlichen Führern in Rom und beschreibt minuziös ihre unechte Frömmigkeit, Streben nach Gefälligkeiten, ihren Ehrgeiz, Habsucht, Zynismus und dergleichen. (Vgl. auch „De avaritia“, Von der Habgier, 1428)

Poggio fragt: „Gibt es eine Beziehung zwischen religiöser Berufung und Scheinheiligkeit? Und: Warum schliessen sich die Kirchenmänner nicht in ihre Zellen ein und widmen sich einem Leben des Betens und Fastens?“ (Vgl. Stephen **Greenblatt**, Die Wende, 2011, S. 156/57)

Ich sehe es so: Es gibt **keine Beziehung** zwischen einer echten religiösen Berufung und Scheinheiligkeit. Eine Berufung ist echt, wenn der Berufene während längerer Zeit ein starkes inneres Bedürfnis in sich verspürt, Christus in liebender Hingabe nachzufolgen. (*Zwischenbemerkung*: In dieser Hinsicht sind wir natürlich alle berufen.) Der bekannte Theologe Dr. Hans von **Balthasar** sagt, **das** sind „wahrhaft glaubende, hoffende und liebende Menschen“ (1980).

An Beispielen von zwei Priestern möchte ich das Gesagte veranschaulichen: Josef Martin **Heinzer** (1861-1923) und Pater Frans van der **Lugt** (gestorben 2014 in Syrien). Der erste übernahm am 18. Oktober 1885 eine kleine Pfarrei in der Innerschweiz, in Riemenstalden bei Sisikon. Dort blieb er 38 Jahre. Seine leidenschaftliche Liebe zu Christus gab ihm Kraft, gegen die Missstände (Unsitten) in seiner Pfarrei vorzugehen. Er selber schrieb in der Pfarreichronik, dass man gegen ihn „ungestüm getobt“ und „bitter bösen Augen ausgesetzt“ habe. Doch eher wollte er den Zorn der Menschen ertragen, als zu schweigen, wo er reden musste.

Nun zu Pater Frans van der Lugt.

Die deutsche Zeitschrift „DIE ZEIT“ (Nr. 17/2014) berichtet folgendes über ihn: (Auszug)

Wäre er nicht so stur gewesen, würde er noch leben. Die anderen Jesuiten versuchten wieder und wieder, ihn zur Flucht zu überreden, aber Pater Frans weigerte sich. Er war der letzte Priester in Homs, in der gefährlichsten Stadt Syriens, genauer gesagt: in der seit fast zwei Jahren belagerten Altstadt. Drinnen regierten die Rebellen, draussen standen die Regierungstruppen, und solange noch Zivilisten eingeschlossen waren, wollte Frans van der Lugt auf seinem Posten bleiben.

Es war ein verlorener Posten, eine Friedensmission, wie die des Jesus von Nazareth unter den römischen Besatzern...

Pater Frans, 75, gebürtiger Niederländer, hatte im Kloster von Bustan al-Diwan eine Art Notquartier eingerichtet. Mit den Verzweifelten teilte er sein weniges Brot. Er spendete ihnen Trost. Er hielt Gottesdienst und begrub ihre verhungerten Neugeborenen... Für sie wollte Frans da sein. Sein Regionaldirektor beim Jesuitenflüchtlings-

dienst, Pater Nawras in Damaskus, versuchte per Handy, ihn dazu zu bringen, endlich zu gehen. Heute sagt Nawras, er habe schon gewusst, dass das nichts ändern werde.

Frans, der gelernte Psychotherapeut, gründete nahe Homs das Al Ard Center für Behinderte, dort fanden im Krieg auch Flüchtlinge Unterschlupf, allerdings flohen nach und nach alle Mitarbeiter. Bis auf Frans.

Am Montag vergangener Woche wurde er in seinem Kloster in Alt-Homs mit zwei Kopfschüssen getötet.
(16.4.2014)

Wenn Thomas **von Aquin** sagt, unser Geist besitze eine teilhabende Ähnlichkeit mit dem Geiste Gottes, damit meint er auch, dass wir **teilhaben an der Wahrheit selbst**, das heisst an der Lebendigkeit Gottes. Wie erfahren wir das? Zum Beispiel durch die Stimme des Gewissens, ehrwürdiges Denken an Gott, selbstlose wohlthätige Aktivitäten und dgl.

Dieses **geglaubte Wissen** um unsere Verbindung mit der **übernatürlichen Wahrheit** (übernatürlich, weil sie unsere Fassungskraft sprengt), müsste uns konsequenterweise, wie das bei jeder auch nicht religiös motivierten Tätigkeit üblich ist (etwa im Bereich Sport, Kunst, Studium, Theater, Musik, usw.), **zur Hingabe inspirieren**. Zum Beispiel Hingabe am Gebet, Lobpreis, Gottesdienste, Andachten, Dienst am Nächsten und ähnliches. Bei Thomas von Aquin war es vor allem die **Hingabe an die „Sache Gottes“**, zur Verteidigung der katholischen Lehre. Einer seiner Biografen Prof. Dr. W. Weischedel (1905-1975), schildert so eine Begebenheit: (Auszug)

*Thomas ist vom französischen König Ludwig dem **Heiligen*** zur Tafel geladen. Er schweigt wie üblich, schlägt dann aber plötzlich mit der Faust auf den Tisch und schreit: »So muss man gegen die Häresie ... argumentieren. « Man kann sich das erstarrte Verstummen der Höflinge denken. Der König aber erweist sich in diesem Augenblick wahrhaft als der künftige Heilige. Er zitiert einen Schreiber herbei und lässt das Argument gegen die Lehre der ..., das dem Thomas soeben eingefallen ist, aufzeichnen.*

(*Es handelt sich um den heiliggesprochenen König Ludwig IX. 1214-1270)

Weischedels Kommentar dazu: „Wer eine solche Freiheit erreicht, der gewinnt eine grosse Innerlichkeit, eine Sammlung seiner Kräfte in ein inwendiges Wirken.“

Ich sehe es so: Dieses „inwendige Wirken“ besteht vor allem darin, dass man sich im **Glauben immer wieder erneuert und vertieft**. Nicht aus Zwang, sondern aus Liebe. Und da die Liebe die stärkste Anziehungskraft bei der Suche nach Gott ist, folgt daraus, dass der Suchende früher oder später eine **würdige Gesinnung** (eine „schöne Seele“) erlangt, die ihn immer wieder in Erinnerung ruft, dass andere Menschen gleich

wie er, **teilhaben am Geiste Gottes**, unabhängig davon, ob sie das glauben oder nicht, einen schlechten Charakter haben oder nicht.

Meine Erfahrung ist: Wer diese Art der Kommunikation anstrebt, kann besser auf die Zumutungen des Lebens, wie Verletzungen, Demütigungen oder das Ertragen eines Unrechts, reagieren. Das heisst, mit **Würde**. Er wird etwa keinen Hass oder Rachegefühle bei sich aufkommen lassen. Als Beispiel möchte ich an dieser Stelle den bekannten Schweizer Autor Adolf **Muschg** (geboren 1934) erwähnen, der innert weniger Jahre mit zwei massiv traumatisierenden Ereignissen konfrontiert worden war. Obwohl er, wie in einem Interview mit der Neuen Zürcher Zeitung (11. Mai 2014) sagte, mit der christlichen Tradition seiner Eltern brechen wollte, schaffte er es nicht, ganz davon loszukommen. Denn, so Muschg, „das Evangelium hat für mich Momente, die ich – und zwar in zunehmenden Masse – nicht entbehren kann. Der Kern bleibt das Skandalon der Feindesliebe. Nichts in der Welt geht stärker gegen die Natur. Keine mir bekannte Religion hat diesen Satz so ins Zentrum gesetzt.“

Was ist passiert? Muschg berichtet: (Auszug)

Am 13. November 2013 wurde mir, nachdem ich gerade aus Berlin zurückgekommen war, im Hauptbahnhof Zürich meine Tasche gestohlen. Sie enthielt mit Ausnahme des Passes so ziemlich alles, was eine Identität ausmacht: Tagebuch, Agenda, Schlüssel, das Handy mit zahllosen gespeicherten Nummern und Fotos, mehrere Memorysticks, das Euro- und das Franken-Portemonnaie mit allen Kreditkarten.

Ich war natürlich selber schuld. Ich wollte am Meeting-Point noch eine Pfeife rauchen, während meine Frau ein paar Einkäufe tätigte. Ihren Koffer hatte ich zwischen den Beinen, meine Tasche hinter mir auf dem Geländer. Ich war abgelenkt, weil ich zwei jungen Leuten zusah, die sich lauthals stritten. Vielleicht waren die sogar Teil der Inszenierung. Ein raffiniertes Ablenkungsmanöver. Als ich den Verlust bemerkte, war der Dieb längst in der Menge verschwunden.

Der grösste Teil der Beute war für den Dieb völlig wertlos. Er wird sie irgendwo in einen Mülleimer geworfen haben. Schlösser kann man auswechseln, Kreditkarten ersetzen. Aber die Notizen, die Bilder, die Adressen: Die gehören zu mir. Und ich bin selbst darüber erschrocken, wie traumatisch dieser Verlust für mich war. Nicht als materielles Besitztum, sondern als **tiefe Beleidigung der Rechtmässigkeit meiner Existenz. Zusätzlich kränkte mich, dass das Ganze ausgerechnet in Zürich passiert war.**

Das andere fand im Jahr 2006 statt, in Konstanz, wo ich an einem Historikerkongress einen Vortrag hielt. Danach ging ich nach draussen in den Seepark – natürlich wieder der Pfeife zuliebe. In meiner Nähe sah ich eine Frau aus dem Publikum. Nun trat aus einem Gebüsch ein junger Mann, der sie anmachte. Die Frau wollte ihm entinnen. Sie beschleunigte ihren Schritt und eilte dem Eingangstor zu, wo inzwischen ein Apéro im Gange war. In ging dazwischen und

wollte die Frau ins Haus zurückbegleiten. Da bekam ich plötzlich einen Schlag an die Schläfe, wie bei Karl May, und ging zu Boden.

Konnte der Mann dingfest gemacht werden?

Nein. Er verzog sich blitzartig. Andere Leute halfen mir auf die Beine. Ich hatte genug für diesen Tag, verliess die Gesellschaft, ging durch eine Hintertür hinaus und strebte dem Inselhotel zu, in dem ich untergebracht war. Als ich schon fast dort war, trat der nämliche Mann aus einer dunklen Seitengasse auf mich zu. Mit einem Messer in der Hand. Natürlich erschrak ich. Gleichzeitig wusste ich: Jetzt muss man reden. Nur noch das kann helfen. Geschlagen hatte er mich ohne Vorwarnung. Aber er stach nicht sofort zu...

Ich weiss nicht mehr, was wir sagten. Da ist ein Loch in meiner Erinnerung. Am Ende aber liess er mich gehen mit der Begründung ich erinnere ihn an seinen Vater.

Was für eine Bilanz haben Sie heute?

Muschg: Ich hätte in jedem Jahr meines Lebens absaufen können, und es erfüllt mich mit einer gewissen verwunderten Heiterkeit, dass ich immer noch da bin.

II.

Was ist religiöse Feinfühligkeit?

Religiöse Feinfühligkeit ist **mehr** als Taktgefühl, Höflichkeit, gute Umgangsform oder Erfüllung der Standesregel, also die sogenannte *Contenance*. Der tiefere Grund dafür ist, dass hier bewusst eine grössere Aufmerksamkeit auf die **Intimität und Würde des anderen gelegt wird**. Was ich damit meine, drückt Abbé Jean-Baptiste **Gátier**, der 1729 im Priesterseminar zu Annecy (Frankreich) wirkte, so aus: „Wenn jeder Mensch in den Herzen aller übrigen Menschen lesen könnte, es gäbe mehr Menschen, die tiefer nach unten steigen, als solche, die nach oben steigen wollten.“ (*Zwischenbemerkung*: Natürlich kann man aufsteigen und im Herzen demütig bleiben; aber **das** ist eine Lebenskunst, um die man **lange ringen muss**.)

Johannes Paul II. (1990) sagt in diesem Zusammenhang: „Je feiner das Empfinden für Christus ist, um so feiner und einsatzfreudiger ist das Empfinden für die Bedürfnisse der Brüder und Schwestern.“

Jesus Christus hat **diese Feinfühligkeit** selbst vorgelebt. Siehe hierzu einen Auszug aus dem Lukas Evangelium (7, 36-50):

Die Begegnung Jesu mit der Sünderin:

Jesus ging in das Haus eines Pharisäers, der ihn zum Essen eingeladen hatte, und legte sich zu Tisch. Als nun eine Sünderin, die in der Stadt lebte, erfuhr, dass er im Haus des Pharisäers bei Tisch war, kam sie mit einem Alabastergefäss voll wohlriechendem Öl und trat von hinten an ihn heran. Dabei weinte sie, und ihre Tränen fielen auf seine Füße. Sie trocknete seine Füße mit ihrem Haar, küsste sie und salbte sie mit dem Öl.

Als der Pharisäer, der ihn eingeladen hatte, das sah, dachte er: Wenn er wirklich ein Prophet wäre, müsste er wissen, was das für eine Frau ist, von der er sich berühren lässt; er wüsste, dass sie eine Sünderin ist. Da wandte sich Jesus an ihn und sagte: Simon, ich möchte dir etwas sagen. Er erwiderte: Sprich, Meister! (Jesus sagte:) Ein Geldverleiher hatte zwei Schuldner; der eine war ihm fünfhundert Denare schuldig, der andere fünfzig. Als sie ihre Schulden nicht bezahlen konnten, erliess er sie beiden. Wer von ihnen wird ihn nun mehr lieben? Simon antwortete: Ich nehme an, der, dem er mehr erlassen hat. Jesus sagte zu ihm: Du hast recht.

... Deshalb sage ich dir: Ihr sind ihre vielen Sünden vergeben, weil sie (mir) so viel Liebe gezeigt hat. Wem aber nur wenig vergeben wird, der zeigt auch nur wenig Liebe. Dann sagte er zu ihr: Deine Sünden sind dir vergeben. Dein Glaube hat dir geholfen. Geh in Frieden!

Hier stellt sich für mich die Frage: **Wie verfehlen wir uns am meisten gegen die anderen?** Und ist es uns bewusst, **was** wir damit anrichten?

Der Apostel JAKOBUS sagt, es ist das „Werkzeug“ **Zunge**, womit wir, eigentlich liebesfähige Menschen, andere verletzen. Siehe hierzu den Auszug aus dem Hebräerbrief (3, 1-12):

Denn wir alle verfehlen uns in vielen Dingen... Wenn wir den Pferden den Zaum anlegen, damit sie uns gehorchen, lenken wir damit das ganze Tier. Oder denkt an die Schiffe: Sie sind gross und werden von starken Winden getrieben, und doch lenkt sie der Steuermann mit einem ganz kleinen Steuer, wohin er will.

So ist auch die Zunge nur ein kleines Körperglied und rühmt sich doch grosser Dinge. Und wie klein kann ein Feuer sein, das einen grossen Wald in Brand steckt. Auch die Zunge ist ein Feuer, eine Welt voll Ungerechtigkeit. Die Zunge ist der Teil, der den ganzen Menschen verdirbt und das Rad des Lebens in Brand setzt; ... **Mit ihr preisen wir den Herrn und Vater, und mit ihr verfluchen wir die Menschen, die als Abbild Gottes erschaffen sind.** Aus ein und demselben Mund kommen Segen und Fluch. Meine Brüder, so darf es nicht sein.

Ja, so dürfte es tatsächlich nicht sein. Nun, meine Empfehlung: Versuchen wir diese Worte des Apostels zu beherzigen, vielleicht gelingt es uns dann, ein Segen für andere Menschen zu werden? **Dabei werden wir eine Menge an religiöser Feinfühligkeit gewinnen.**

Danke für Ihre Aufmerksamkeit.